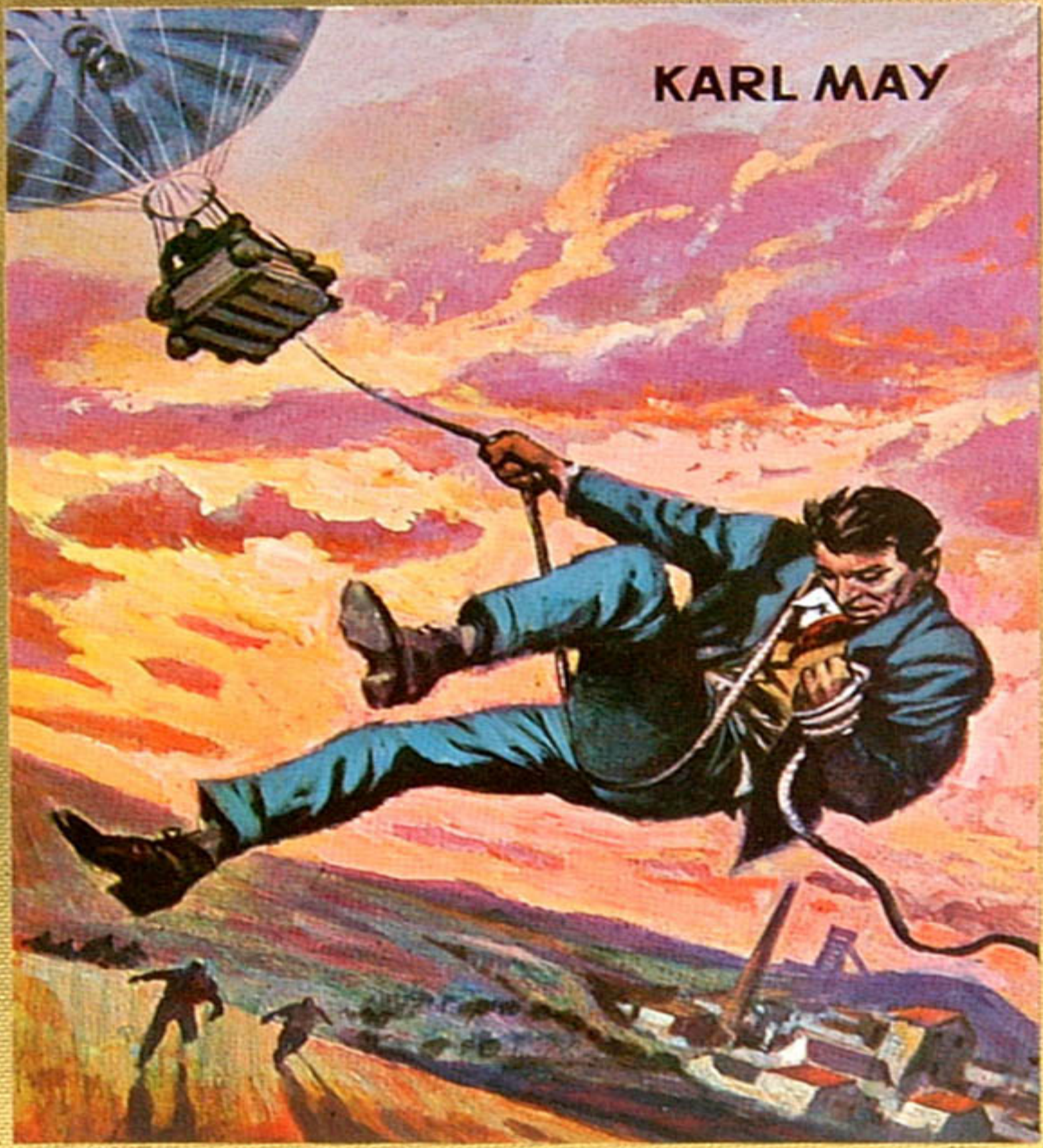
KARL MAY



SCHACHT UND HÜTTE

KARL MAY's GESAMMELTE WERKE
BAND 72

SCHACHT UND HÜTTE

FRÜHWERKE AUS DER REDAKTEURSZEIT VON KARL MAY

Bis 1990 herausgegeben von Roland Schmid,
neue Fassung von Lothar und Bernhard Schmid
© 1959 Karl-May-Verlag
ISBN 978-3-7802-1572-7

KARL-MAY-VERLAG
BAMBERG • RADEBEUL

Inhalt

VORWORT
DAS GEWISSEN
WANDA
Die Auktion
Im Felsenbruch
Auf der Fährte
Schachzüge
Über den Wolken
DIE FASTNACHTSNARREN
GESAMMELTE AUFSÄTZE
Weltall – Erde – Mensch
Schätze und Schatzgräber
Mit Dampf um den Erdball
Verteidigung eines Vielverkannten
Bete und arbeite!
Die Helden des Dampfes
Ein königlicher Proletarier
Deutsche Sprichworte 1 – Des Menschen Wille ist sein Himmelreich
Deutsche Sprichworte II – Ehrlich währt am längsten
Gedenke des Todes!
Über Freundschaft
Herbstgedanken
Haus- und Familienreden 1
Haus und Familienreden 2
Ein Lichtspender
Mit dem Dampfross
Ein jetzt Vielgenannter
Der Kanal von Suez
GEOGRAPHISCHE PREDIGTEN
Himmel und Erde
Land und Wasser
Berg und Tal
Wald und Feld

Mensch und Tier
Strom und Straße
Stadt und Land
Haus und Hof

Die Jahreszahl am Beginn der einzelnen Abschnitte bezeichnet die Zeit der Erstveröffentlichung. Vorwort, Erläuterungen und Fußnoten von den Herausgebern.

VORWORT

Die in diesem Buch vereinten Texte sind Früharbeiten des Schriftstellers Karl May. Zum besseren Verständnis und zur angemessenen Würdigung ihrer Entstehung und Thematik ist die Kenntnis des Mayschen Lebensganges bis Ende 1876 wenigstens in seinen wesentlichen Punkten unentbehrlich. Karl Mays erschütternde Lebensbeichte („Mein Leben und Streben“ in Band 34 der Gesammelten Werke „ICH“) berichtet gerade über diese Zeit seiner tragischen Jugend besonders ausführlich.

Karl May wurde am 25. Februar 1842 als fünftes von insgesamt vierzehn Kindern bitterarmer Webersleute in Hohenstein-Ernstthal im sächsischen Erzgebirge geboren. Die Zeit seiner Kindheit und Jugend war von allgemeiner Armut und Not gezeichnet. Mühsam und mit eisernem Fleiß konnte sich der begabte Schüler jedoch bis zum Beruf eines Volksschullehrers emporarbeiten, den er im Alter von neunzehn Jahren antrat. Eine zweifellos harmlose Handlung wurde ihm als Eigentumsfrevel ausgelegt, mit einer Freiheitsstrafe von sechs Wochen geahndet und führte gleichzeitig als Folge davon zu seiner Entlassung aus dem Schuldienst. Durch diesen behördlichen Missgriff wurde der junge Mensch zur Verzweiflung getrieben. In wilder Erbitterung lehnte er sich gegen Rechtspflege und Gesellschaftsordnung auf und beging das, was man ihm irrig vorgeworfen hatte: Eigentumsfrevel. Schwer hat er diesen Wahnwitz büßen müssen; er wurde ein „Vorbestrafter“. Als er 1874 die Strafanstalt verließ, hatte er sich auf sich selbst besonnen und begann, durch redliche Schriftstellerei seinen Unterhalt zu verdienen. Schon nach wenigen Jahren konnte er sein ureigenes Gebiet finden: den in Ich-Form geschriebenen Reiseroman. Von da an war seiner literarischen Tätigkeit ein ununterbrochener Aufstieg beschieden.

Wie Karl May in seiner Selbstbiografie ausführlich schildert, verdankt er seine Rückkehr ins bürgerliche Leben insbesondere dem Einfluss eines katholischen Katecheten namens Kochta, der ganz offensichtlich die erstaunliche Begabung des jungen Häftlings erkannte, ganz besonders aber auch die ungestüme und zügellose Fantasie, die sicherlich nicht unwesentlichen Anteil daran hatte, dass May als junger Mensch auf die schiefe Bahn kam. Dieser Fantasie eine neue, positive Richtung zugewiesen zu haben, dürfte das wichtigste Verdienst Kochtas gewesen sein. Verschiedene Anzeichen, besonders in den ganz frühen Werken, aber auch beim größten Teil des späteren Schaffens, deuten darauf hin, dass der Katechet offenbar nicht nur den Rat gab, der nimmer ruhenden Fantasie durch schriftstellerische Betätigung ein Ventil zu schaffen, sondern sich auch dadurch von seiner Vergangenheit „frei zu schreiben“, dass Namen von Orten und Personen und unheilvollen Ereignissen in zum Teil unverhüllter Gestalt die Werke durchziehen und so gewissermaßen „gebannt“ wurden. Karl May hat im hohen Alter mehrfach ausgesprochen, dass in seinen Werken „rein deutsche Angelegenheiten in exotischem Gewand“ geschildert seien.

Seine erste literarische Betätigung führte May mit einem Dresdener Verleger zusammen, mit dem ihn anfangs eine Art freundschaftlicher Zuneigung verband, die sich gegen Ende 1876 jedoch wandelte. Dieser Verleger hieß Heinrich Gotthold Münchmeyer, war ursprünglich Zimmergeselle und hatte 1868 einen Kolportage-Verlag ins Leben gerufen. Es ist möglich, dass May die Bekanntschaft dieses Mannes bereits Ende 1868 oder auch 1869 machte. Eine Karl May zugeschriebene Kurzgeschichte findet sich im Rahmen der bei Münchmeyer gedruckten Sammlung von Kriminal- und Abenteuergeschichten „Das Schwarze Buch“, Band 2. Es handelt sich um „Das Gewissen“, die im vorliegenden

Sammelband abgedruckte Erzählung.[1] *Im Zuge der Forschungen konnte ermittelt werden, dass Band 1 des „Schwarzen Buchs“ 1868 und der vierte (letzte) Teil 1878 erschien. Der hier wichtige zweite Teil ist vermutlich zwischen 1871 und 1874 veröffentlicht worden.*

Am 2. Mai 1874 wurde Karl May aus der Haft entlassen. Im März des folgenden Jahres suchte Münchmeyer ihn auf und bat ihn, so rasch wie möglich die Redaktion des Wochenblattes „Der Beobachter an der Elbe“ zu übernehmen, dessen zweiter Jahrgang damals gerade ungefähr bei der Mitte der insgesamt 52 Lieferungen angelangt war. Der bisherige Schriftleiter Otto Freitag hatte nämlich Streit mit dem Verleger bekommen und seinen Arbeitsplatz kurzerhand verlassen. Karl May nahm die ihm gebotene Stelle als Redakteur an und begab sich unter rechten Schwierigkeiten nach Dresden, was ihm, den man für zwei Jahre nach der Haftentlassung unter Polizeiaufsicht gestellt hatte, nicht ohne weiteres gestattet war.

In der im März 1875 veröffentlichten Nummer 26 des „Beobachters“ beginnt der Abdruck von Mays Novelle „Wanda“. Der Hauptroman des Jahrgangs trägt den Titel „Der Goldmacher“ und stammt von Otto Freitag. Der ganzen Anlage nach ist dieser Roman offenbar zum Fortsetzungsabdruck über alle 52 Hefte bestimmt gewesen, bricht jedoch mit einem unvermuteten, eiligen Schluss in Heft 37 ab. Überraschenderweise zeigt sich gleichzeitig im Fortsetzungsabdruck von „Wanda“ genau dort eine Pause: Die Novelle hört mit Heft 35 mitten im Text auf und wird erst wieder ab Heft 38 weiter- und zu Ende geführt. In seiner Selbstbiografie erwähnt May, sein Vorgänger Otto Freitag habe beim Verlassen des Münchmeyer-Verlags auch alle Manuskripte mitgenommen. So steht zu vermuten, dass sich May gezwungen sah, den von Freitag nicht fertig gestellten „Goldmacher“ zu beenden, wodurch er selber

mit seinem eigenen Werk „Wanda“ in Verzug geraten sein dürfte.

Bald nach Antritt seiner Redakteurstätigkeit wusste May seinen Verleger Münchmeyer davon zu überzeugen, dass eine weitere Herausgabe des alles in allem sehr schwach aufgebauten „Beobachters“ ein Fehler wäre. Stattdessen wurde nun die Gründung zweier neuer Blätter beschlossen und vorbereitet: „Deutsches Familienblatt“ und „Schacht und Hütte“. Diese letztgenannte Zeitschrift verdient besondere Beachtung, sie bildet nämlich praktisch den Beginn von Mays literarischer Laufbahn: Erstmals schrieb er nicht in der Hoffnung, vielleicht einen Drucker, einen Verleger dafür zu finden, sondern mit dem festen Auftrag, eine ganz bestimmte schriftstellerische Leistung zu vollbringen. Wie der auf den Vorsatzblättern des vorliegenden Buchs in Originalgröße abgedruckte Titelkopf zeigt, wendet sich „Schacht und Hütte“ an einen bestimmten Leserkreis. Der ehemalige Lehrer Karl May wusste zweifellos sehr gut, wie ungenügend es um die Bildungsmöglichkeiten dieser Arbeiterschicht bestellt war. Die Herausgabe des Blattes muss ihm ein sehr ernstes Anliegen gewesen sein, denn ein bemerkenswert großer Teil der Texte stammt ohne Zweifel aus Mays Feder.

Und nicht nur das. May stellte einige Probehefte zusammen, ließ sie drucken und trat eine Werbereise an, um sein neues Blatt bei den großen Betrieben wie Krupp, Hartmann, Borsig und anderen persönlich vorzulegen. Der Erfolg dieser Werbereise war offenbar hervorragend und bescherte dem Münchmeyer-Verlag eine stattliche Reihe fester Abonnenten. Als May mit berechtigtem Stolz auf den Erfolg seiner Reise nach Dresden zurückkehrte, erfuhr er zu seiner Bestürzung, dass Münchmeyer während der Abwesenheit des Redakteurs die fünf Probenummern „umgeändert und verbessert“ habe. Wen interessiere es schon, wie viele Lokomotiven es gebe und was ein Pfund Eisen koste, wenn Uhrfedern daraus gemacht worden

seien! Das interessiere höchstens nur die paar Uhrmacher, weiter aber keinen Menschen. Daher habe er Mays Blatt nur zur Hälfte so gelassen, wie es war, im Übrigen aber einen sehr schönen Roman hereingenommen: „Geheime Gewalten“ von Friedrich Axmann, einem langjährigen Mitarbeiter des Hauses. May war begreiflicherweise sehr empört darüber, konnte aber den weiteren Abdruck des erwähnten Romans nicht mehr verhindern, weil die ersten Nummern von „Schacht und Hütte“ bereits ausgeliefert waren. „Geheime Gewalten“ ist ein Spannungsroman der üblichen Prägung. Sein Inhalt hat keinerlei Beziehung zum Berg- und Hüttenwesen. Durch die Änderung erhielt der erste (und einzige) Jahrgang der Zeitschrift „Schacht und Hütte“ folgendes Bild.

Die insgesamt 52 Hefte umfassten je acht Seiten im üblichen Großformat der Wochenschriften, der zweispaltig gedruckte Text zählte somit 416 Seiten. Gegen Schluss jedes Heftes kehren zwei Rubriken regelmäßig wieder: 1. „Gewerbliche Notizen“ (Statistiken und Berichte über Produktionen und Umsätze der einschlägigen Industrien), 2. „Allerlei“ (Anekdoten, Witze, Gedichte, Rätsel und Briefkasten). An längeren erzählenden Beiträgen bot das Blatt den Roman „Geheime Gewalten“ von Friedrich Axmann in Heft 1 bis 37, „Fundgrube Vater Abraham“ ohne Verfasserangabe in Heft 37 bis 42 und „Ein moderner Abenteurer“ von Friedrich Axmann in Heft 42 bis 52. Zwischen dem jeweiligen Roman und den beiden Schlussrubriken sind in den ersten 14 Heften jene belehrenden Kurztexte enthalten, die im vorliegenden Buch den Hauptabschnitt „Gesammelte Aufsätze“ bilden; der Abdruck dieser Texte erfolgte zwar ohne Verfasserangabe, jedoch bestätigt May in einer Briefkastenantwort des Heftes 49 seine Verfasserschaft an den Aufsätzen, „die er besonders für die ersten Nummern von ‚Schacht und Hütte‘ schrieb.“ – Die „Geographischen Predigten“ folgten unter Angabe des Verfassernamens Karl May in den Nummern 15

bis 24 (Kapitel 1 bis 4) und 26 bis 46 (Kapitel 5 bis 8). – Weiterhin enthält „Schacht und Hütte“ verschiedene Nachdrucke aus Zeitungen und Zeitschriften, durchweg statistische Berichte über die Bergwerksindustrie, die Entwicklung der Eisenbahn, allgemeine deutsche Ein- und Ausfuhr und über einen Grubenunfall, den Wassereinbruch in den Marienkohlenschacht in der Nähe von Pilsen in Böhmen. Schließlich enthalten die Nummern 25 sowie 47 bis 52 kleinere Feuilleton-Beiträge anderer Verfasser, teils mit Namensangabe, teils anonym, jedoch durchweg mit Sicherheit nicht von Karl May. – Im Abschnitt „Allerlei“ der Hefte 3, 5, 7 und 9 finden sich vier Gedichte Karl Mays, und zwar „Der blinde Bergmann“, „Nacht“, „Die wilde Rose“ und „Trost“ (Letzteres abgedruckt in Band 43 „Aus dunklem Tann“, in der Erzählung „Die Rose von Ernstthal“); im Briefkasten der Hefte 44 und 46 stehen die beiden Strophen des Gedichtes „Die Berge von Befour“, das Karl May 1879 auch in seinen Roman „Zepter und Hammer“ (Band 45) aufnahm.

Entgegen der damals üblichen Gepflogenheit, die Wochenzeitschriften jeweils im Oktober beginnen und enden zu lassen, erschienen der „Beobachter an der Elbe“, „Schacht und Hütte“, „Deutsches Familienblatt“ sowie auch „Feierstunden am häuslichen Heerde“ (dieses ist die dritte von May gegründete Münchmeyer-Zeitschrift, die 1876 das „Familienblatt“ und „Schacht und Hütte“ ablöste) jeweils von September an. Karl May kündigte seine Redakteursstelle bei Münchmeyer zum ersten Kalendervierteljahr 1877. Der von ihm somit nicht bis zum Ende redigierte erste Jahrgang der „Feierstunden“ umfasst insgesamt 56 Hefte, wodurch der Anschluss an den üblichen Jahrgangsbeginn erzielt wurde.

In seiner Redakteurszeit bei Münchmeyer zwischen März 1875 und März 1877 arbeitete Karl May vermutlich nur für diesen Verlag. Außer den im vorliegenden Buch zusammengestellten Werken erschienen im „Deutschen

Familienblatt“ die indianischen Erzählungen „Inn-nu-woh, der Indianerhäuptling“ und „Old Firehand“ (abgedruckt in Band 71), „Ein Stücklein vom Alten Dessauer“ (in Band 84 „Der Bowie-Pater“) und „Auf den Nussbäumen“ („Pankraz, der Ehestifter“, in Band 47 „Professor Vitzliputzli“). Mays fünfter Beitrag für das „Familienblatt“ war die Humoreske „Die Fastnachtsnarren“. Der Abdruck erfolgte in allen fünf Fällen unter dem Verfassernamen Karl May.

Für die „Feierstunden“ schrieb May die orientalische Erzählung „Leilet“ unter dem Decknamen M. Gisela („Die Rose von Kahira“, in Band 71), ferner die Humoreske „Im Wollteufel“ (Band 47) und die reichliche Hälfte des historischen Romans „Der beiden Quitzows letzte Fahrten“ (der von Karl May stammende Teil, der bis zu seinem Weggang von Münchmeyer zum Abdruck gelangte, bildet heute den Inhalt von Band 69 „Ritter und Rebellen“).

Nachzutragen bleibt noch eine letzte frühe Erzählung. In der Schlussnummer August 1875 des „Beobachters“, zweiter Jahrgang, erschien „Der Gitano“ von Karl May (Bd. 48 „Das Zauberwasser“) zusammen mit dem Hinweis, dass der „Beobachter“ künftig eingestellt werde, während an seiner Stelle nunmehr das „Deutsche Familienblatt“ erscheine, für dessen spannenden und farbenprächtigen Inhalt die „Gitano“-Erzählung eine Art Textprobe bilde.

Am 15. Mai 1878 – also vier Tage nach Hödels Attentat auf Kaiser Wilhelm I., das wenige Monate später zusammen mit Nobilings Anschlag den äußeren Anlass für Bismarcks „Sozialistengesetze“ gab – wurde Karl May in einer polizeilichen Auskunft des Oelsnitzer Gendarmen Oswald „als Socialdemokrat durch und durch“ bezeichnet, was für die Behörden so viel bedeutete wie „Anarchist“. Es kann kein Zweifel bestehen, dass diese behördliche Würdigung auf Karl Mays „Schacht und Hütte“ zurückzuführen ist. Nicht nur die immer wieder in den Aufsätzen und auch in den „Geographischen Predigten“ aufklingenden Randbemerkungen verraten Mays soziale Einstellung,

sondern auch die Auswahl der gewerblichen Statistiken, Anekdoten und Witze.

May hat natürlich bald gemerkt, dass er mit der unmittelbaren Anprangerung gesellschaftlicher Missstände der Öffentlichkeit wenig Nutzen, sich selber aber nur Schaden bringen konnte. So verlegte er bereits seit 1879/80 die Schauplätze seiner Erzählungen fast ausnahmslos ins Exotische. Durch die Romantik und die Erweckung der Sehnsucht nach Abenteuern in fernen Ländern erlebten seine Werke bald einen einzigartigen Erfolg. Und dennoch: Es war nur ein exotisches Gewand, das nunmehr seine im Innern „rein deutschen" Erzählungen kleidete. Denn insbesondere die Vertreter der fremdländischen Behörden, etwa in den damaligen türkischen Gebieten von Tunesien rund ums Mittelmeer bis in den Balkan, sind ohne Zweifel in den meisten Fällen nichts anderes als ironische Zerrbilder derer, die Karl Mays Jugend und die ersten Jahre seiner literarischen Tätigkeit so hart und herzlos beeinflussten...

DAS GEWISSEN

(1873? 1874?)

Unter den zahlreichen kurzen Beiträgen findet sich im zweiten Band des „Schwarzen Buchs“ die anonyme Novelle „Rache / oder / Das erwachte Gewissen“. Stilistische und motivische Einzelheiten weisen mit einiger Sicherheit auf Karl May als Verfasser hin. Lediglich der Titel selber scheint von fremder Hand zu stammen: Kein anderes Werk Mays bediente sich je wieder einer solchen modischen Titelform („... oder ...“); denn der bekannte Kolportage-Titel „Das Waldröschen / oder / Die Verfolgung rund um die Erde“ (1882/83) stammt nicht von May, sondern ging, wie er in seiner Selbstbiografie ausdrücklich mitteilt, auf den Verleger Münchmeyer zurück.

„Das Gewissen“ weist die charakteristischen Züge der Erzgebirgischen Dorfgeschichten auf, die Holzschnittmanier in der Zeichnung der Personen. Besonders aufschlussreich und beweiskräftig ist aber die Erwähnung der „Eisenhöhle“, die sich auch in der „Rose von Ernstthal“ (in Band 43 „Aus dunklem Tann“) findet: Genauso hieß jene nördlich von Mays Geburtsort gelegene Höhle, die bis heute bei der Bevölkerung nur noch „Karl-May-Höhle“ genannt wird, weil sie ihm 1869 eine Zeit lang als Zufluchtsort diente, als er sich in ähnlich gehetzter Lage befand wie die Hauptgestalt seines „Gewissens“. Daneben entdeckt man zahlreiche weitere Motive, die an wirkliche Erlebnisse Mays anklingen: falsche Anschuldigung, einen Brand gelegt zu haben; Polizeiaufsicht; Verhaftung um die Weihnachtszeit; selbstgegossene Talglichte u. a. mehr. Besonders bemerkenswert ist die Textparallele zwischen der Schlussrede des Waldbauern und dem ungefähr zur gleichen Zeit entstehenden „Weihnachtslied“ Mays (vgl. Bd. 49 „Lichte Höhen“).

1

Der Eingetretene war an der Tür stehen geblieben.

„Grüß Euch Gott, Waldbauer!“

„Danke, Förster, hab’ Euch kommen lassen, um Euch einen Gefallen zu tun.“

„Ihr? Mir? Mich deshalb kommen lassen? Nehmt mir’s nicht übel, Waldbauer; aber dann tut Ihr Euch einen desto größern damit.“

„Was Ihr klug und weise seid! Aber hört!“

„Zum Hören kann man sich wohl setzen.“

„Ist nicht notwendig; ich liebe die lange Schwatzerei nicht und Ihr könnt Eure kurze Zeit auch besser brauchen. Also hört. Ihr habt schon lange den Ebert fangen wollen?“

„Beim Teufel, ja; aber wie kommt Ihr zu der Frage?“

„Weil der Kerl jetzt auf meinem Revier pürscht und…“

„…und der Waldbauer, der stolze, geizige Waldbauer, ihn ohne den Förster nicht wieder loswerden kann! Drum habt Ihr mich kommen lassen, um mich für ein paar Lumpenkreuzer auf den Wilddieb zu hetzen!“

„Wenn Ihr in meinem Hause seid, so lasst Ihr mich ausreden und hört mich fein manierlich an; merkt’s Euch! Draußen im Wald bei Euren Klaftermachern könnt Ihr’s halten, wie Ihr wollt; und wenn’s Euch hier nicht gefällt, so könnt Ihr gehen!“

„Na, so war’s nicht gemeint. Es wäre mir schon ein Gefallen, wenn ich den Spitzbuben haben könnte; ich bin ihm nun jahrelang vergeblich nachgegangen.“

„Und könnt es jetzt so leicht und billig haben, dürft nur heut Abend in die Eisenhöhle kriechen.“

„Und?“

„Dort ist der beste Wechsel auf meinem Gebiet und da will er sich heut Nacht einen Bock holen oder zwei.“

„Woher wisst Ihr das so genau?“

„Das ist Euch gleich.“

„Nicht ganz; oder glaubt Ihr vielleicht, dass ich mich eine geschlagene Nacht in die Höhle verkrieche und mir den Rheumatismus in die Knochen hole, um mich dann von Euch auslachen zu lassen? Wenn ich wirklich gehen soll, so muss ich Gewissheit haben.“

„Glaubt Ihr denn, Förster, dass ich es der Mühe wert halte, mit Euch zu spaßen? So billig kauft Ihr den Waldbauern nicht; wenn Euch aber die Neugierde gar so plagt, so sollt Ihr’s wissen. Der Löwenwirt hat die Böcke bestellt und dort hat er von der Höhle gesprochen; ich hab’s von dem Stallknecht, dem Elias, der früher auch mitgemacht hat, jetzt aber dem Ebert nicht mehr grün zu sein scheint. Übrigens komme ich selbst mit, man weiß nicht, was passieren kann. – Bekommen wir ihn, so sollt Ihr nicht leer ausgehen. – So, das ist’s, was ich Euch sagen wollte. Pünktlich um neun Uhr werde ich ins Forsthaus kommen, und jetzt mögt Ihr Euch davontrollen. Lebt wohl!“

Der Förster ging und der Bauer war allein.

Den Ellenbogen auf die Seitenlehne des Stuhles stemmend, legte er den Kopf in die Hand und ein Neugieriger hätte jetzt ungestört den Mann beobachten können. Keine Spur von Stolz, Hochmut, Geiz und Habgier, wegen deren er im Umkreis bekannt und gescheut war, konnte man in seinem Gesicht entdecken; denn diese Eigenschaften haben ihre Züge; sein Gesicht aber hatte nicht einen einzigen Zug. Was war’s aber dann, was den Beobachter so von ihm fortdrängte?

Die harte, sehnige Hand, die großen, plumpen Füße, die eckige, kantige Gestalt, die schroffe, massige Stirn, die dichten, buschigen Brauen, das kleine, haltlose Auge, die scharfe, knochige Nase, die strengen, eingekniffenen Lippen, das spitze, vortretende Kinn, das gebrochene, gradlinige Profil, das starke struppige Haar, die ungelenken, wuchtigen Bewegungen – und dazu seine ganze Umgebung: die niedrige, schwarzgeräucherte Stube,

der feste eichene Tisch, der rote ungefüge Uhrkasten, die hochlehnigen, knorrigen Holzstühle als die fast einzigen Einrichtungsstücke, ferner die glattgegriffene, langstielige Verwalterhacke, die eingeschmierten, dicksohligen Wasserstiefel in der Ecke und der knotige, ungeschälte Schwarzdornstock daneben – wovon erzählten die nur alle? Vielleicht von einem granitenen Willen, von einem verknöcherten Herzen, von eisenfester, ja stählerner Strenge, die lieber bricht als nachgibt? – Der Waldbauer war hart, steinhart – feuerhart.

Draußen pfiff der Wind durch die kahlen Buchenhecken und jagte ganze Schneewolken vor sich her. Der Mann in der Stube achtete nicht darauf. Gab es auch in ihm Wolken und Stürme?

Er stand langsam auf und trat an das mit Moos abgedichtete Fenster.

„Fühlen? Was das nur eigentlich für dummes Zeug ist! Wenn ich den Hund hier prügle, ja, so fühlt er die Schläge; aber etwas anderes? Albernheiten! Und nun gar noch Liebe, Eifersucht, Hass und Rache! Ich möchte doch wissen, wen ich lieb haben sollte oder wen hassen, auf wen eifersüchtig sein! O nein, so ist’s nicht! Aber: Was der Waldbauer einmal will, das muss er auch bekommen, und weil sie nicht gewollt hat, so sollen sie alle dafür büßen! Jetzt hab’ ich den Ebert endlich! Und den Grunert? Warum soll ich denn nicht gleich zu ihm gehen? Das Gut ist nun mein und er muss heraus, heraus mitten im Winter! – Ha, der Bruder im Arbeitshaus und der Mann auf der Gasse! Sie soll sehen, was für ein Unterschied ist zwischen diesen Lumpen und dem reichen Waldbauern, den sie nicht gemocht hat!“

Er nahm den großen, breitkragigen Pelz von der Wand, zog ihn an, setzte die Fuchsmütze auf, griff zum Schwarzdorn und ging.

*

Der kurze Wintertag war zu Ende und es dunkelte stark. Hier und da machte ein Knecht oder eine Magd die Läden zu und blickte verwundert auf den Bauern, der in solchem Wetter durch das Dorf ging. Am letzten Häuschen blieb er verschnaufend stehen, öffnete dann die beiden Teile der altersschwachen Haustür, schritt durch den engen, dunklen Flur und trat dann, ohne vorher Schmutz und Schnee von den Stiefeln und der übrigen Kleidung entfernt zu haben, in gebückter Haltung in die Stube.

„Verdammtes Nest, in dem man sich den Schädel einrennen kann, wenn man einmal nach dem Rechten sehen will! Habt ihr denn kein Licht da, he?“

„Um Gotteswillen, der Waldbauer! Fritz, du könntest die Lampe anbrennen, es wird wohl noch ein Restchen Öl drin sein. Hast du noch ein Streichholz?“

„Ich habe keins mehr; sieh einmal, ob auf dem Ofensims noch welche liegen.“

„Es ist nichts da.“

„Schöne Bettelei, das!“, rief der Eingetretene. „Nicht einmal ein Streichholz in der ganzen Wirtschaft! Kommt her mit der Lampe, hier ist Feuer. So, nun gebt mir einen Stuhl her, aber ganz muss er sein! – Ich dächte, ihr könntet ihn erst ein wenig abwischen, was?“

Die Lampe erhellte den Raum nur notdürftig. Hinter dem Kachelofen lag auf einem Sofa eine abgemagerte Frauengestalt, mit einem alten, geflickten Weibermantel zugedeckt; zwei Kinder saßen in der ‚Hölle‘ – dem Winkel hinterm Ofen – und versuchten sich an dem spärlichen, halbglimmenden Feuer zu erwärmen; und am Tisch lehnte ein Mann in mittleren Jahren, jedenfalls der Familienvater.

„Was Teufel zieht hier nur so gewaltig? Schaut mal an, zwei zerbrochene Fenstertafeln, mit Papier geflickt! Es scheint bei Grunerts hoch herzugehen.“

„Bist du bloß zum Schimpfen gekommen oder hast du noch etwas anderes? Mach die Sache kurz, denn viel Gutes

wirst du nicht bringen!“

„Ist schon möglich“, höhnte der andere. „Sollst’s auch kurz haben. Der Oheim ist tot und das Haus ist jetzt mein. Ihr werdet’s wohl wissen. Zeigt mir mal euer Quittungsbuch für den Hauszins!“

„Wir haben keins. Dein Oheim konnte nicht schreiben und die Mühe wär’ auch überflüssig gewesen. Am bestimmten Tag haben wir stets bezahlt und sind nur deshalb in der letzten Zeit rückständig geblieben, weil meiner Frau ihre Krankheit so viel gekostet hat.“

„Ja, das kann jeder sagen, dass er bezahlt hat; aber die Quittung! Hm. Ich will einmal ein Auge zudrücken und so tun, als wollte ich’s glauben; die letzten sechs Monate jedoch kann ich euch nicht schenken.“

„Das sollst du auch nicht. Wir werden zahlen, wenn nur erst das Frühjahr kommen wird, wo ich wieder volle Arbeit habe.“

„Nichts gibt’s! So lange mag ich dich nicht in dem Haus lassen. Ihr mögt nun zahlen oder nicht; solche Leute, wie ihr seid, kann ich nicht brauchen. Zum neuen Jahr zieht ihr aus! Du kennst meine Freundschaft für dich und weißt, dass ich nicht spaße. Also!“

„So. Das hab’ ich gewusst, Waldbauer. Aber ich will dir auch noch was sagen, eh’ du gehst! Wenn dort meine kranke Frau nicht läge, die ich nicht erschrecken will, so hätte ich gleich von Anfang an anders mit dir geredet. – Viel Ehre hast du nicht im Leib, denn sonst kämst du nicht selber zu uns. Und nun sollst du wissen: Haben wir zum neuen Jahr eine andere Wohnung, so sind wir heraus; haben wir aber noch keine, so sind wir noch da, das merke dir! Man wirft die Leute nicht so mir nichts, dir nichts auf die Gasse, sondern kündigt ein Vierteljahr vorher! – Nun sind wir fertig und du kannst gehn!“

„Und das Geld? Davon spricht das Pack nicht!“

„Das wirst du schon bekommen! Kannst uns ja auspfänden lassen, wenn du die paar Groschen so

notwendig brauchen solltest!“

„Pah! Da wird viel zu haben sein! Dass ich dumm wäre und auch noch die Kosten bezahle. Aber merkt’s euch: Die Fenster dort lasst ihr mir in Ordnung bringen, ehe ihr mir fortlauft! Und die Stube wird hübsch gescheuert und sauber gemacht, damit ich nicht später erst scheffelweise Insektenpulver kaufen muss, wenn ich ordentliche Leute hereinhaben will!“

Mit einem Ruck drehte er sich um und verließ grußlos den Raum.

Als er fort war, blieb es still in der Stube. Grunert war zu seiner Frau getreten und hatte ihren Kopf an sich gezogen.

„Das alles musst du wegen mir leiden, du armer guter Mann!“, schluchzte sie nach einer Weile.

„Sei ruhig! Du hast noch viel mehr zu tragen als ich. Gott, wer hätte gedacht, als wir uns kennenlernten, dass wir so elend sein würden! Erst das Feuer, dann der Hagel, und wir haben nicht einmal alles abtragen können, was auf unserm Gütchen gestanden hat. Ich hatte mir das Leben so schön und glücklich gedacht, und nun ist’s so anders geworden!“

„Wenn ich nur wüsste, wie dazumal das Feuer gekommen ist! Ich hab’ schon manchmal Gedanken gehabt, die ich gar nicht aussprechen kann!“

„Es ist auch am besten, man denkt nicht mehr dran. Wir haben alles eingebüßt, aber die Hoffnung nicht. Und wenn du nur erst wieder gesund wirst, so arbeiten wir uns schon wieder in die Höhe.“

„Und du brauchst dich dann auch nicht mehr so unbarmherzig anzustrengen. – Aber hörst du? Da kommt jemand!“

„Guten Abend!“, rief es schon unter der Tür. „Wie steht’s? Wieder mal kein Öl? Wenigstens scheint eurer Lampe der Atem auszugehen. Da habt ihr was, hab’ sie extra für euch gegossen! Prächtige Lichte, ’s ist Hirschtalg. Und hier ist auch noch dies und das im Jagdranzen; kommt her, ihr Kleinen, und packt aus!“

Grunert drückte dem Ankömmling warm die Hand und die Mutter rief:

„Bruder, wenn wir dich nicht hätten in dieser schweren Zeit, so müssten wir vergehen vor Hunger und Kummer!“

„Larifari! Ich bin eben dein Bruder und da muss ich dir helfen. Ihr seht aber hier wieder einmal, dass ich Recht habe! Denn wenn ich mir nicht dann und wann ein Ziemerchen holte, so könnte ich euch nicht beispringen.“

„Es ist aber Wilderei und bleibt doch immer ein Diebstahl…“

„Ansichten! Wenn ich dem Waldbauern seine Kühe niederschieße, die er gekauft hat, so mögt ihr Recht haben. Welches Eigentumsrecht aber hat er auf das Wild in seinem Holz, das heut da, morgen dort ist? Das ist freies Gut, sagen die Herren in der Stadt, die auch gern Wild auf der Zunge haben. Man darf doch auch die Luft einatmen, wo man will. Wenn die Herren das Wild nicht freigeben, so dürfen sie auch die Büchsen nicht freigeben: Das ist der große Widerspruch bei der Geschichte – denn zum Soldatenspielen für die Dorfjungen sind sie nicht da. Grad heut Abend wollte ich mir ein paar hübsche Böcke holen; es wird aber wohl nur einer werden, denn der Elias, der erst mitwollte, ist plötzlich unpass geworden und da muss ich allein hinaus. Es ist aber jammerschade, denn ich hab’ schon die beiden Gewehre draußen versteckt und kann doch nur eins gebrauchen. Könntest mitgehn, Schwager!“

„Wo denkst du hin! Ich habe notwendig zu arbeiten!“

„Was denn?“

„Körbe ausbessern.“

„Und was verdienst du dabei?“

„Zwei, vielleicht sogar drei Groschen; weiß noch nicht.“

„Das verlohnt sich auch der Mühe!“

„Es ist aber doch was, und wenn man so getrieben wird, muss man wohl arbeiten, und wenn’s noch so wenig einbringt.“

„Getrieben? Wer treibt dich denn?“

Grunert erzählte das Gespräch mit dem Waldbauern. Als er geendet hatte, war sein Schwager rot vor Zorn.

„Oh, könnte ich dem nur einmal einen Streich spielen – von ganzem, ganzem Herzen sollt’s geschehen! Wie viel beträgt denn der Hauszins?“

„Fünf Taler.“

„So? Und die willst du bis zum neuen Jahr mit Korbflechten verdienen? Wenn du heut Abend mit mir gehst, so hast du sie mit einem einzigen Schuss und kannst morgen Nachmittag dem Kerl das Geld vor die Füße werfen! Ah, das zieht, nicht wahr? Und wenn wir Glück haben, kann es auch noch etwas für Frau und Kinder abwerfen. Also, besinne dich!“

Grunert machte eine unschlüssige Gebärde.

„Tu’s nicht!“, bat die Frau.

„Aber die fünf Taler!“, wandte ihr Mann ein. „Und die Schuld beim Krämer und in der Apotheke! Der Bäcker borgt gar nicht, mit dem Dreschen ist’s nun aus, und wovon sollen wir leben? Weißt du einen Rat?“

„Nein!“, war die kleinlaute Antwort.

„Na, da habt ihr’s!“, mischte sich ihr Bruder wieder in das Gespräch. „Wenn du zwei- oder dreimal gut zielst, so hast du genug, bis das Frühjahr wieder Arbeit bringt. Du kannst dich auch selbst ein bisschen herausmausern; denn du bist schrecklich heruntergekommen mit deinem Aussehen. Also, schlag ein; bist doch sonst ein guter Junge und immer ein braver Schütze gewesen!“

„Aber die Sache ist erstens unrecht und zweitens gefährlich.“

„Das verstehst du nicht. Komm, setz dich einmal her und lass dir erzählen. Hier ist ein guter Schluck, der dir wohl tun wird, und ich weiß sicher, dass du Verstand annehmen wirst.“

*

Stunden vergingen. Der leichtsinnige und ebenso beredte wie spitzfindige Ebert wusste trotz der Einreden der Frau die Bedenken des Schwagers zu beschwichtigen, und als die Kirchenuhr die zehnte Stunde durch die Nacht brummte, schlugen die Männer den Weg nach dem Wald ein.

Es war ruhig geworden, der Wind hatte sich gelegt und hell wie nur an einem Winterabend stieg der Mond zu den dunklen Massen des Forstes nieder. Schweigend schritten die beiden vorwärts, bogen von der Straße ab und nahmen ihren Weg quer durch den lichten Schlag. Nach einer Weile sprach Ebert mit gedämpfter Stimme.

„Kannst mal warten; ich hab' das Schießzeug in der Nähe."

Er ging und kehrte schon nach kurzer Zeit mit den beiden Büchsen zurück, die er genau und sorgsam untersuchte, abwischte und dann langsam und bedächtig lud.

„Jetzt kann's weitergehen."

Er schritt voran. Die Bäume traten enger zusammen, das Unterholz wurde dichter und der Pfad verlor sich unter den Füßen. Plötzlich öffnete sich seitwärts eine geräumige Lichtung, die von einem Bach durchflossen wurde.

„So, das wär' die Stelle. Dort drüben in der schwarzen Steinwand ist die Eisenhöhle, die wird uns gut passen; denn in dem hellen Mondenschein können wir mit dem Wild nicht fort. Wir werden in der warmen Höhle warten, bis der Mond untergegangen ist. Du gehst hier rechts herum bis dort an den Felsenbrocken, und ich suche mir drüben auf der andern Seite einen Platz. Also aufgepasst und gut gezielt! – Halt! – Raschelte da nicht was?"

Sie horchten; da aber alles ruhig blieb, schritten sie in der bezeichneten Richtung vorwärts.

Grunert saß an den Stein gelehnt zwischen hohem, durchfrorenem und angereiftem Schilf. Die innere Stimme war längst verstummt und die Aufregung an ihre Stelle getreten. Lebhaft und scharf blitzte sein Auge umher, und

nicht der leiseste Hauch konnte seinem Ohr entgehen. Wie oft hatte er sich früher mit seinem Paten, dem alten Förster, auf dem Anstand befunden, und jetzt ... doch horch, da knackte etwas!

Das war der Bock!

Langsam und vorsichtig trat das Tier aus dem Unterholz hervor, zog prüfend die Luft ein und schritt, gefolgt von einem ganzen Rudel, immer weiter vor. Es war Damwild.

Leise nahm der Lauschende die Büchse auf, legte den Lauf auf die Ecke des Steins und wollte eben abdrücken, als es auf der andern Seite blitzte und die Tiere mit auf den Rücken gelegten Schaufeln gerade auf ihn zusprengten. Der Finger berührte den Drücker, Blitz und Knall, und im Feuer getroffen stürzte der Bock zusammen, den er aufs Korn genommen hatte.

Die Gewehre wurden wieder geladen und die beiden Tiere vor die Höhle geschleift, wo sie ausgeweidet werden sollten.

„Zwei Kapitalschüsse, bist doch ein ganzer Junge! Diesmal wird der Löwenwirt schmunzeln, denn er hat lange Zeit nichts Gescheites gehabt. Was nun noch das Beste ist, das ist die Sicherheit hier. Drüben auf dem Fürstlichen war’s gar nicht mehr geheuer, denn der Förster, dieser Spion...“

„...hat dich doch endlich, Halunke!“, rief’s hinter ihnen, und ehe sie sich zur Wehr setzen konnten, waren sie niedergerissen und gebunden.

„So, ihr Leute, habt ihr sie fest? Ja? – Schön; nun können sie warten, bis der Mond untergegangen ist. Hättest dich vorhin nur umdrehen dürfen, Ebert, so hättest du mich haben können. Aber komm doch her, Waldbauer, ich dächte, Ihr solltet den andern auch kennen!“

„Was der Teufel, das ist ja der Grunert! Na, da kann ich mit meinem Hauszins noch ein paar Jährchen warten, und die Christbescherung wird wohl nun die Commun’ auf dem Hals haben! Mache dir aber keine Sorgen; das Weibchen

soll’s gut haben im Armenhaus; denn du weißt ja – ich bin Schulze!“

2

Der Erntemonat war vorüber und die Felder ruhten aus von der Anstrengung des Jahres. Gewürzhaft duftete die Pferdeminze zwischen den Furchen und der Rainkümmel und die Brunelle auf den Rändern; glänzende Spinnweben überzogen die Stoppeln und der Weibersommer spielte in der Luft. Hier und da ertönten die Glocken der heimkehrenden Herden oder das Knarren eines verspäteten Fuhrwerks, und die Dämmerung färbte den Osten immer dunkler. Seliger Frieden lag auf der Natur, der unausbleibliche Segen einer angestrengten, treuen Arbeit, der sich aller Kreatur offenbart.

Fühlten auch die beiden Wandrer, die am Waldessaum Halt gemacht hatten, etwas von diesem Frieden?

„Mich bringst du vor dem Dunkelwerden nicht ins Dorf!“

„Ich hab’ auch keine Lust, mich von den Leuten angaffen zu lassen. Komm, setz dich nieder; wir können ja warten.“

Sie setzten sich auf das schwellende Wassermoos, legten ihre Bündel neben sich und versanken in den Anblick, der sich vor ihren Augen ausbreitenden Landschaft. Beide waren bleich, abgemagert und angegriffen, und doch zeigte ihr Gesicht einen ganz unterschiedlichen Ausdruck. In dem Auge des einen glänzte die milde Festigkeit, die ruhige Ergebung und die vertrauensvolle Stille, die stets das Zeichen eines mit sich einigen, in Gott gegründeten Herzens ist, während der finstre und fast wilde Trotz des andern auf ein Gemüt schließen ließ, das mit sich und der Welt zerfallen, sich und der Welt zum Ärgernis lebt.

„Kennst du noch die Gegend, dahinten im Grund, wo sie uns dazumal knebelten? Werden’s aber bald spüren, dass

der Ebert wieder da ist, und es soll gar manche Nacht lustig puffen, wenn der Löwenwirt und die andern noch nicht gestorben sind.“

„Sollen denn alle meine Worte nichts bei dir helfen, Schwager?“

„Geh, bei mir ist alles in den Wind! Hab’ lang genug gesteckt, um wieder mal Waldesluft zu riechen. Und fangen sollen sie mich auch nicht wieder; denn ich hab’ in meinem Loch Zeit gehabt, mir manchen schönen Streich zurechtzulegen. Zwar hab’ ich kein Geld; denn die paar Pfennige, die ich verdient habe, sind draufgegangen, und beim Abschiede ist mir’s auch nicht so wohl geworden wie dir; habe bloß eine Ermahnung und einen Tritt mitgekriegt in die Welt; aber eine Büchse und was dazugehört, besorg’ ich mir schon. Wie viel hast du denn mitbekommen?“

„Der Taler, den ich alle Monate verdient habe, der war für meine Frau, und jetzt hat mir der Herr Hauptmann zehn Taler geborgt, die ich ihm mit der Zeit wiedergeben soll. Davon will ich mir Werkzeug kaufen, und ich weiß, dass ich bald zurecht sein werde. Wenn ich nur erst eine Wohnung hätte, dass ich Frau und Kinder aus dem Gemeindehaus nehmen kann.“

„Da kannst du suchen! Bist ja ein Wilddieb, ein Spitzbube, ein Zuchthäusler, und da mag dich niemand. Ich weiß schon im Voraus, dass du wieder mit mir gehen wirst; denn wer einmal da drin gesteckt hat, der wird wieder hingezwungen.“

„Nur, wenn er ein Hasenfuß ist, der sich vor einem finstern Gesicht und vor ein bisschen Arbeit fürchtet, oder ein Poltrian, der gleich oben hinausfährt, wenn ihm unten jemand an die Sohle kommt!“

„Da bist du wohl ganz ein Heiliger geworden?“

„Magst’s denken, wenn du willst.“

„Das wird dir aber doch nicht helfen; denn von dem Beten und Plärren kannst du hier im Dorf nicht leben und wirst doch immer wieder mit dem andern Gesindel

zusammengeworfen. Das ist nun einmal so im Lande und das ist auch so mit den Gesetzen. Warum hast du denn ebenso lange gehabt wie ich – und bist doch nur einmal mitgewesen?“

„Weil sie dir nicht haben beweisen können, dass du schon immer gewildert hast, und weil sie auch nicht wussten, was wir dazumal in unserer Stube geredet haben.“

„Ja, wenn du alles erzählt hättest, so hättest du ein bisschen weniger und ich ein bisschen mehr bekommen; bist aber selber schuld; denn von mir kannst du nicht verlangen, dass ich mich selber über den Löffel barbiere.“

„Lass das gut sein; wir sind ja Schwäger, und die böse Zeit ist nun vorbei. Komm, wir können nun gehen.“

„Wird dir jetzt das Herz nicht schwer?“

„Weshalb?“

„Weil wir zuerst zum Schulzen müssen, um uns anzumelden! Und das wird wohl noch der Waldbauer sein…“

„Das ist nicht so schlimm, ich werd’ ihn ruhig reden lassen. Nimm du dich nur in Acht!“

„Oh, ich bin gescheit geworden; auf mir kann er Holz hacken, ich sag’ nichts. Dir darf er schon gar nichts sagen, weil du nicht unter Polizeiaufsicht bist; bei mir aber ist’s anders. Aber wenn ich mich auch ins Gesicht in Acht nehme – gnade Gott dem Büttel, der mir nachläuft, und dem Bauern, der an allem schuld ist! Dem tränk’ ich die Geschichte schon noch ein, das schwör’ ich dir zu!“

Sie erhoben sich und schlugen die Richtung zum Dorf ein.

*

„Was Teufel!“, rief der Waldbauer und pfiff dem Hund. „Komm, Karo, dass ich nicht allein bin, wenn zwei solche Leute in meiner Stube sind!“

„Brauchst keine Angst zu haben, wir wollten uns bloß anmelden und gehen gleich wieder. Bist doch noch

Schulze?“

„So – o – o!“, dehnte er, ohne auf die Frage zu achten. „Was habt ihr denn gemacht – Wolle gekrempelt oder vielleicht gar gespult?“

„Das ist dir gleich! Meine Frau find’ ich doch im Gemeindehaus?“

„Ganz sicher, wenn sie nicht heut grad ihren Betteltag hat. Aber wartet ein wenig; ich hab’ euch noch was zu sagen: Hab’ für euch zwei Plätze im Armenhaus parat machen lassen; denn hinters Haus dürft ihr euch doch nicht legen, von wegen der Wäsche, die in allen Gärten zum Trocknen hängt... Müsst euch aber da freilich nach der Ordnung richten und dürft auch nicht unnütz herumstrolchen, sonst lass’ ich euch gleich wieder einstecken. Merkt’s!“

„Für die Plätze im Armenhaus danken wir, und was das Herumlaufen betrifft, so ist das unsre Sache und nicht deine. Gott befohlen!“

Bei den letzten Worten Grunerts verließen sie die Stube. Dann schritten sie die Straße entlang. In der Mitte des Dorfes blieb Ebert stehen.

„So. Du wirst nun zu Frau und Kindern wollen und ich mag den Jammer gar nicht mit ansehen. Für heut Nacht wird’s wohl auch in einem Heuschober gehen, und morgen weiß ich, wohin. Gute Nacht, Schwager.“

„Aber wohin willst du denn jetzt?“

„Zum Krämer; der wird wohl noch etwas für meinen Magen und vielleicht auch noch sonst was für mich haben. Wir sehen uns schon wieder.“

Damit bog er nach der Seite ab.

*

Einige Wochen waren vergangen. Grunert hatte eine kleine Wohnung bekommen und Ebert war an des Elias Stelle Stallknecht beim Löwenwirt. Nichts Besonderes

hatte sich ereignet, aber gestern hatte es im Dorf gebrannt und heute war der Amtmann da, um die Sache zu untersuchen. – Der Hof des Schulzen, das große Wohnhaus, die vielen Ställe und Scheunen lagen in Asche und man munkelte mancherlei. Der Waldbauer hatte vor ganz kurzer Zeit hoch versichert, hatte in der Schänke vorgerechnet, wie viel er bekommen müsse, wenn bei ihm Feuer ausbräche, hatte vor zwei Tagen einen Teil seiner Vorräte bei Nacht und Nebel verkauft. Gestern war das Feuer auf dem Heuboden herausgekommen und zwei Knechte hatten den Herrn ein paar Minuten zuvor von oben herunterkommen sehen – das erzählte man sich, bald heimlich, bald laut, und so erfuhr es auch der Amtmann. Der schüttelte anfangs den Kopf, ließ aber doch die Knechte kommen, fragte sie aus und – als er wieder wegfuhr, saß der Waldbauer mit einem Polizeidiener hinter ihm im Wagen.

Die ganze Umgegend war ein einziges Hallo. Man gönnte ihm die Schande und war neugierig, wie sich die Sache entwickeln werde. Dann und wann erfuhr man vom Amtsdiener etwas über den schleppenden Gang der Untersuchung. Der Wirt war mit einigen seiner damaligen Gäste im Verhör gewesen und hatte schwören müssen, ebenso die beiden Knechte; der Gefangene selbst konnte die Wahrheit der Zeugenaussagen nicht anfechten, und nun sollte denn nächsten Donnerstag die Verhandlung stattfinden.

Ebert hatte in der letzten Zeit seinen Schwager selten besucht, dieser aber war ganz finster und in sich gekehrt geworden. Seine Frau schrieb das erst auf Rechnung seiner schlimmen Lage; da er aber in den ersten Tagen so herzlich und munter gewesen war und seine Verschlossenheit jetzt immer auffälliger wurde, konnte sie am Mittwochabend die Frage nicht länger zurückhalten.

Es dauerte lange, bis er antwortete, und fast wurde es ihr angst während der lautlosen Pause.

„Ich hab’ lange gekämpft und gerungen und doch zu keinem festen Entschluss kommen können. Heut aber bin ich beim Herrn Pastor gewesen und der hat ebenso gewollt wie ich. Wenn du mich auch nicht gefragt hättest, heut Abend hätt’ ich’s dir doch erzählen müssen.“

„Aber was ist’s denn, um Gotteswillen?“

„Es kommt mir sauer an, es dir zu sagen; aber wissen musst du’s doch einmal. Du musst dich nur ein wenig zusammennehmen, dass du nicht gar zu sehr erschrickst.“

„So rede doch endlich!“, drängte sie.

„Weißt du, dass morgen Verhandlung ist gegen den Waldbauer?“

„Ja doch.“

„Und morgen jährt es sich auch wieder, dass er uns draußen im Wald gefangen genommen hat.“

„Daran hab’ ich nicht gedacht.“

„Und doch werd’ ich ihn morgen frei machen!“

„Du? Was redest du denn für Zeug. Was fällt dir denn ein!“

„’s ist schon so. Horch einmal! Du weißt, dass dein Bruder früher bloß leichtsinnig war; in der Gefangenschaft aber hat er sich verstockt und verbittert. Auf dem Heimweg hab’ ich mir alle Mühe gegeben, ihn auf andere Gedanken zu bringen, aber es ist umsonst gewesen. Hundertmal hat er gedroht, dass er’s dem Waldbauer schon noch eintränken werde, und noch als wir auseinander gingen, hat er einen Schwur darauf gesetzt. Du selber hast ja seine Reden auch gehört. Bei dem Löwenwirt ist er in die besten Hände gekommen und treibt die Wilderei mehr noch als früher. – Da war ich denn am Abend, als das große Feuer ausbrach, beim Wiesenbauer auf Arbeit und ging hinter dem Dorf herab nach Hause. Als ich am Garten des Schulzen vorbeikam, sah ich jemanden zwischen den Bäumen in vollem Lauf gerannt kommen – gerade auf mich los. Ich blieb stehen und wollte ihn vorbeilassen. Da blickte er auf, erschrak und wollte zurück. Als er aber mich erkannte,